

Vom Papst

1.

War Petrus in Rom? Ist er in Rom am Kreuz gestorben, oder anderswo im Bett? Erhebt sich der Petersdom mit Berninis gigantischem Bronzetafel über dem Grab des Petrus? Dies sind neue Fragen – erst ein Jahrhundert, das grundsätzlich jede Überlieferung in Frage stellt, hat sie formuliert. Zu den geistigen Sonderbarkeiten der Aufklärung gehört eine gelegentliche Liebe zu Verschwörungstheorien: Karl den Großen und die drei ihm folgenden Jahrhunderte habe es nie gegeben, sie verdankten sich einer List dokumentenfälschenden ottonischen Klerus; Shakespeare sei nicht Shakespeare, sondern Francis Bacon oder der Earl von Oxford; und eben der Tod Petri in Rom – Priesterbetrug, um dem Herrschaftsanspruch des Papsttums ein Fundament zu konstruieren. Aber warum ist dann in allen Jahrhunderten, in denen der Primat des Bischofs von Rom als Nachfolger des Petrus erst keimhaft entwickelt war, die Tatsache des römischen Petrus-Grabes niemals umstritten gewesen? Warum hat die byzantinische Orthodoxie, die in einem vor der Kirchenspaltung schon heftigen Machtkampf mit dem römi-

schen Papst lag, niemals den Martyrer-Tod des Petrus in Rom und seinen Ehrenprimat unter den Patriarchen der Kirche in Zweifel gezogen? Sektenkriege tobten in der jungen Kirche, jede Art von Häresie, die denkmöglich ist, wurde entwickelt und ausgetragen, so daß man tatsächlich sagen kann, es habe in der späteren Kirche bis auf den heutigen Tag nicht einen einzigen theologischen Streit gegeben, der nicht in diesen ersten Jahrhunderten wurzelt – nur, daß der Petrus als Bischof von Rom unter Nero gekreuzigt wurde, stand für alle Christen der Antike fest, auch wenn es keinen Eintrag im römischen Einwohnermeldeamt gab und nicht das Aktenzeichen seiner Hinrichtung. Der galiläische Fischer, der in die Weltstadt kam, hinterließ Spuren vor allem in der Erinnerung der Menschen, die durch seine Predigt Christen wurden.

Zur katholischen Kirche gehört ein Vertrauen in die Tradition. Für einen Katholiken ist es beinahe ein wenig peinlich, sich den szientistischen Ritualen der Gegenwart anzuschließen und auf die neueren und neuesten Forschungen zu verweisen, die bestätigen, was er schon vorher wußte: daß Petrus die römische Kirche gegründet hat.

„Zwei Dinge brauchte Gott, um Mensch zu werden: den Schoß der Jungfrau und die lateinische Sprache.“ Dieser Satz von Paul Claudel, so provokativ, wie das zu diesem Autor gehört, faßt zusammen, wie ein katholischer Blick die Weltgeschichte auffaßt. Das Wort wurde „in der Fülle der Zeiten“ Fleisch, und zwar in einer Provinz des Römischen Reiches – so war dies übernatürliche Ereignis aufs engste mit Rom verbunden. Daß die Kirche dauern sollte, daß der Glaube an Jesus Christus weitergegeben werden sollte, das erforderte notwendig eine Institution, und die Institution schlechthin war der sich unter den Kaisern zu einer Universalmonarchie entwickelnde römische Staat. Der theologische Streit, wieviel an Rechten und Machtvollkommenheiten des Papstes dem Papstamt wesentlich sind, wieviel später usurpiert wurde und der ur-

sprünglichen Ausprägung des Papstamtes gar widersprach, ist vor dieser Grunddisposition eigentlich überflüssig.

Schon richtig: Zunächst ruhte das Papsttum auf dem durchaus vieldeutigen Jesuswort vom „Felsen, auf den ich meine Kirche bauen will“, auf dem Jesus-Auftrag, „meine Lämmer zu weiden“ und die „Brüder im Glauben zu stärken“, und aus diesen Worten läßt sich der römische Zentralismus, wie er sich vor allem im zweiten Jahrtausend dann entwickeln sollte, gewiß nicht ohne weiteres ableiten. Aber mit der Verortung des Petrusamtes in Rom war der Weg, auf dem dies Amt, als es die Katakomben verließ und sich allmählich zur Regierung einer Weltkirche entfaltete, vorgezeichnet, und zwar providentiell, es konnte gar nicht anders kommen. Aus der Lehre von den zwei Naturen Christi, der menschlichen und der göttlichen, folgte auch eine Zwei-Naturen-Auffassung von der Kirche: die göttliche Institution, sündenfrei und ewig, und die sich nicht nur im Papst, sondern in jedem einzelnen Getauften verwirklichende menschliche und mit den menschlichen Gebrechen versehene Kirche, eine Auffassung, die ihren lateinischen juristischen Geist nicht verhehlen kann.

So wurde denn auch der Gipfel der Ausgestaltung des Papsttums, das 1871 auf dem Ersten Vatikanischen Konzil nach Verlust des Kirchenstaates verkündete Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit in Fragen des Glaubens und der Sitten, nicht etwa zur absolutistischen Ermächtigung des Papstamtes, wie es fälschlich gesehen wurde, sondern zu dessen Konstitution: zur expliziten Unterwerfung des Papstes unter die gesamte Tradition der Kirche. Unfehlbar ist nicht eine Person, sondern das große Corpus der zweitausendjährigen Überlieferung in Schrift, Wort und Gebräuchen, dem der jeweilige Papst nur seinen Mund leiht.

Welche Zukunft hat das Papstamt? Wer wagt hier Prophet zu sein? Die Verheißung Jesu, daß den Fels „die Pforten der Hölle nicht überwältigen“ würden, sagt nichts darüber, daß die

Kirche das Ende der Zeiten in Pracht und Fülle erreicht – seine übrigen Ausblicke in die Zukunft sagen das Gegenteil. Arnold Gehlen meinte überzeugt sein zu dürfen: „Der christliche Äon ist zu Ende.“ Indizien dafür mag es in Europa geben, aber im nicht unbeträchtlichen Rest der Welt? Gregorovius bemerkte am Katafalk Pius' IX., der Papst liege da „wie ein gestürztes Idol“, der „letzte Vertreter des politischen Papsttums“, und dann kam Johannes Paul II. und wurde zum politisch einflußreichsten Papst der Kirchengeschichte seit Innozenz III. Um zu realisieren, welches Zukunftspotential auch heute noch im Papsttum enthalten ist, stelle man sich nur vor, die Kardinäle wählten im nächsten Konklave einen Chinesen zum Papst, einen Mann, der zwanzig Jahre in einem chinesischen Konzentrationslager zugebracht hat, wie damals, als Kaiser Konstantin die verfolgten Bischöfe aus ihren Verstecken zog: Jeder Betrachter unserer Gegenwart mag sich die Folgen einer solchen Wahl selbst ausmalen – das Gesicht der Welt wäre ein anderes.

II.

„*Sacer*“ werden die päpstlichen Institutionen in Rom benannt, „heilig“ in wörtlicher Übersetzung; ein päpstliches Ministerium etwa heißt „*Sacra Congregatio*“. Dieser Wortgebrauch ist aber von den römischen Kaisern übernommen worden, bei denen „*sacer*“ nichts anderes als „kaiserlich“ hieß, die Immunität und Unberührbarkeit des höchsten Staatsamtes wurde mit diesem Epitheton behauptet. Von solcher Unberührbarkeit waren die Päpste in den langen Jahrhunderten seit Petrus allerdings weit entfernt. Es gibt wenige Epochen, in denen das Papstamt nicht schärfsten Angriffen ausgesetzt war. In hieratischer Entrücktheit erscheinen viele Päpste wie europäische Pendants zu den priesterlichen chinesischen Kaisern – dies einprägsame Bild

verdeckt wie ein Paravent die Kämpfe und bis zum Physischen reichenden Bedrohungen, denen das Papsttum im Lauf seiner Geschichte standzuhalten mußte.

Die ersten Nachfolger Petri starben wie er selbst den Martyrertod; unter den römischen Kaisern, die Christen waren, gab es Absetzungen und Verbannungen von Päpsten. Im frühen Mittelalter wurde die Leiche eines Papstes vom empörten Volk aus dem Sarg in den Tiber geworfen, der Leiche eines anderen wurde der Prozeß gemacht, anschließend wurde sie geschändet. Päpste mußten fliehen, wurden vertrieben, versteckten sich. Bonifaz XIII. wurde vom Gesandten des französischen Königs geohrfeigt, das Papsttum wurde in Avignon unter französische Kuratel gestellt. Gegenpäpste wurden gewählt, ein Papst wurde vom Konzil von Konstanz abgesetzt. Beim *Sacco di Roma* mußte der Papst von den Zinnen der Engelsburg zusehen, wie das Heer des Kaisers Rom in der größten Plünderung aller Zeiten verwüstete. Christliche Fürsten sagten sich vom Papsttum los – keineswegs nur protestantische. Pius VI. und Pius VII. wurden aus Rom verschleppt und in französischer Isolationshaft gehalten. Der Kirchenstaat, der älteste Staat Europas, wurde erobert und aufgelöst. Und im zwanzigsten Jahrhundert stand ein Panzer mit auf den Petersdom ausgerichteter Kanone vor dem Vatikan, während deutsche Stellen darüber berieten, ob man den Papst nicht besser entführen sollte. Noch Paul VI. und Johannes Paul II. waren Opfer von lebensbedrohenden Attentaten.

Noch gefährlicher waren womöglich die vielen Päpste, die ihrem hohen Amt nicht gewachsen waren: die schlechten Priester und schwachen Regenten, die habsüchtigen Machtpolitiker, die Gefangenen ihrer Familieninteressen, die Bornierten und die für die Notwendigkeiten des jeweiligen historischen Augenblicks Blinden.

Wie konnte eine so vielfältig angegriffene Institution zweitausend Jahre mit mehreren dramatischen Epochenbrüchen überleben, deren Haupt so oft in schweren Krisen versagte?

Ein Atheist würde hier vielleicht eine uralte weltumspannende Verschwörung zur Unterdrückung der Völker am Werke sehen. Ein Soziologe würde möglicherweise auf die Kraft der Institution verweisen, die mehr ist als die Summe ihrer Mitglieder und die kraftvoller ist als ihre einzelnen Repräsentanten. Ein traditioneller Protestant könnte sich an Luthers Verfluchung der päpstlichen Hure Babylon erinnern, die erst beim Jüngsten Gericht besiegt wird. Ein zynischer Agnostiker mag sich auf die Unbelehrbarkeit des dummen Volkes berufen, das sich gegen alle Vernunft zäh an väterliche Autoritäten klammert. Ein Katholik freilich müßte darauf verweisen, daß der Papst gar nicht das Haupt der Kirche ist, sondern nur dessen Stellvertreter, und im letzten für Erfolg und Glück der Kirche in der Geschichte nicht verantwortlich.

III.

Auch Feinde des Papsttums müßten die Konstruktion dieses Amtes bewundern, die es in der Person des Petrus von Anfang an einzigartig gegen Krisen gesichert hat. Als Nachfolger und Vertreter Christi, als Fels, auf dem die Kirche erbaut werden soll, vermag auch der Fähigste nur zu scheitern. Für das Amt, „seine Brüder im Glauben zu stärken“, wählte Christus aber gerade denjenigen unter seinen Jüngern, der zwar stets Temperament und Leidenschaft bewiesen hatte, der aber versagt hatte, als es darauf angekommen war, sich zu seinem Meister zu bekennen. „Da fing er an zu fluchen und zu schwören“ – der Evangelist, der die Apostasie, den Glaubensverrat des Petrus am Feuer im Hof des Hohenpriesters schildert, läßt an der Schwere dieser Treulosigkeit keinen Zweifel.

Was Christus mit der Wahl des Petrus zeigt: Das Stellvertreteramt bedingt keine besonderen Geistesgaben und keine Ta-

lente, es fordert keine Charakterfestigkeit und keine erprobte Vollkommenheit – jeder Mann ist für dies Amt gleich geeignet und gleich ungeeignet. Christus wurde Mensch, und deshalb ist jeder Mensch gleichermaßen imstande, Christus darzustellen. Kein Papst kann Christus mehr verraten als Petrus am Feuer des Hohenpriesters, kein Papst kann Christus mehr nachfolgen als Petrus, als er sich für Christus kreuzigen ließ. In der Wahl des Petrus wurde das für die Kirche entscheidende Prinzip der Trennung von Amt und Person begründet – die Möglichkeit, den inkarnierten, segenspendenden Christus auch in unwürdigen Menschen zu vergegenwärtigen. In der Wahl des Petrus verwirklichte sich weiterhin die katholische Anthropologie, den Menschen als schwach und sündhaft zu begreifen, ihn aber zugleich und dennoch zur höchsten Vollkommenheit berufen zu sehen. Die Wahl des Petrus etablierte eine grundsätzliche Unabhängigkeit der Kirche von ihrem irdischen politischen Erfolg, sie garantierte ihr eine Enttäuschungsresistenz gegenüber dem Maßstab der historischen Wirksamkeit.

Das in der Person Petri begründete Amt war für die Welt Herrschaft und den Untergrund gleichermaßen disponiert. „Alles fließt, lehrt Heraklit/ der Felsen Petri, der fließt mit“, reimte Carl Schmitt, um sich über das *Aggiornamento* nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu mokieren; aber dieser Felsen ist in allen Jahrhunderten zugleich fest und flüssig gewesen und hat sich den unterschiedlichsten politischen Verhältnissen anpassen können: Der Papst war in der Antike ein römischer Staatsbeamter und im Mittelalter ein germanischer Feudalherr, er war barocker Souverän und antirevolutionäre Partei in den Bürgerkriegen des neunzehnten Jahrhunderts, und er wurde im zwanzigsten Jahrhundert, nachdem ihn der Verlust des Kirchenstaates von den Fesseln italienischer Nationalpolitik befreit hatte, das Haupt einer global agierenden *Non-governmental Organization*. Ein Ende solcher Transformationen ist um so weniger abzusehen, als die großen Ideen

der Neuzeit, die dem Papsttum gefährlich geworden waren, sämtlich in sich zusammengesunken sind – sollte die katholische Kirche wirklich über das Geheimnis einer Unüberwindlichkeit ihrer Regierungsform verfügen?

Es ist manchmal aufschlußreicher, für die Kritik an einer Institution nach ihrer idealen Verwirklichung zu fragen, statt sich mit ihren Fehlern zu beschäftigen, denn Fehler gibt es immer und überall. In der Geschichte gab es Augenblicke, und nicht so seltene, in denen das Papsttum ein schier überwältigendes Bild an Weisheit und Schönheit vermittelte, die Vorstellung einer ganz von Spiritualität belebten überreichen Kultur, die es für möglich scheinen ließ, daß Güte, Sanftheit und Schönheit sich auf Dauer mit der Macht verbinden ließen. Aber wo war dann die Erde als „Tal der Tränen“, das sie nach christlicher Überzeugung ist? Ein nach seinen eigenen Begriffen gelungenes Papsttum – wäre das nicht „das Paradies auf Erden“, für das Christentum eine Unmöglichkeit? Es liegt in dem Ziel, die Welt sakramental ganz und gar zu durchdringen, den Geist sich ganz und gar in einer schönen Ordnung materialisieren zu lassen, die Gefahr, das Jenseits aus dem Auge zu verlieren, als liege das Jüngste Gericht schon hinter uns. Das war allerdings immer nur eine theoretische Gefahr: die Realität des „Tals der Tränen“ hat sich stets schnell wieder durchgesetzt.

IV.

Daß Kaiser Konstantin der Große in Rom nicht nur drei mächtige Basiliken – die Lateranbasilika als römische Bischofskirche und Sankt Peter und Sankt Paul über den Gräbern der Apostelfürsten – gebaut habe, daß er dem Papst Sylvester nicht nur den Kaiserpalast auf dem Lateran übergeben, sondern daß er ihm darüber hinaus noch das Land um Rom als Kirchen-

staat geschenkt habe, die „Konstantinische Schenkung“ ist schon im Mittelalter als naive Fälschung entlarvt worden; man könnte aber ebensogut von einem Märchen mit einem wahren Kern sprechen, wie ihn die Märchen zu haben pflegen. Konstantin gründete seine neue Hauptstadt Konstantinopel und verließ mit allen Senatoren Rom, während der Papst im einstigen Kaiserpalast zurückblieb und eben nicht zum Hofkaplan des allmächtigen Kaisers wurde.

Indem Konstantin Papst Sylvester in Rom ließ, schenkte er ihm gleichsam Rom, so könnte man bildlich sehr wohl sagen, denn von diesem Augenblick an nahm die Freiheit der Päpste und ihre Inbesitznahme von Rom ihren Ausgang, wie lange die Stadt auch noch formal unter kaiserlicher Herrschaft blieb. Aber erst die Franken schufen ein eigenes Königreich für den Papst, weil nach germanischem Lehensrecht Grundeigentum immer mit Herrschaft verbunden war. Nun hatte der Stellvertreter dessen, dessen Reich nicht von dieser Welt war, ein Reich in dieser Welt. Unkritisiert blieb die weltliche Herrschaft der Päpste zu keiner Zeit. Daß die Kirche arm sein sollte, daß der Vikar des gekreuzigten ohnmächtig in der Welt zu sein habe, verkündeten die Juristen des Kaisers, die den Papst dem Kaiser unterwerfen wollten, aber auch die vielen Armutsbewegungen des Mittelalters; auch die größte Stimme der christlichen Kultur des Mittelalters, Dante Alighieri, forderte ein besitzloses Papsttum. Aber gerade zu seinen Lebzeiten – die Päpste waren in die Hand des französischen Königs geraten und hatten sich seinen Befehlen zu fügen – stellte sich der geistliche Nutzen einer päpstlichen Eigenstaatlichkeit besonders deutlich dar. Daß die katholische Kirche, die über alle Länder der Erde verbreitet ist, ein Territorium braucht, auf dem der Papst keines Herrschers Untertan und keiner Republik Bürger ist, unmittelbarem Zugriff der Mächtigen so weit entzogen, wie das auf Erden möglich ist – das Graduelle ist der Maßstab der Politik, nicht die Ideallösung –, das wurde spätestens in Avignon zur Evidenz.

Die Katholiken haben seitdem zwei Vaterländer: ihr eigenes und den – im zwanzigsten Jahrhundert auf die genau richtige Größe geschrumpften – römischen Kirchenstaat. Ultramontan oder ultramarin, jenseits von Bergen und Meeren, beim Papst ist ein Teil ihrer Loyalität gebunden – die mißtrauische antikatholische Propaganda auch des zwanzigsten Jahrhunderts behauptete, es sei der gewichtigere Teil. Aber diese Aufspaltung der Loyalität war eine der wichtigsten Voraussetzungen der europäischen Freiheit. Der Kampf der Monarchen und der Päpste um den Gehorsam und auch das Geld ihrer Untertanen hatte gewiß nicht die Freiheit zum Ziel, aber eben zum Ergebnis. Daß der Papst an die Gewissen der Christen appellierte und sie den Landesherren streitig machte, verhinderte das Entstehen einer *Societas perfecta*, einer sich selbst genügenden, in sich selbst verschlossenen Gesellschaft, die man im zwanzigsten Jahrhundert den totalitären Staat nennt. Die lückenlose Abhängigkeit der Kirche von einem selbst wohlwollenden Staat ist bedenklich genug, aber dem zwanzigsten Jahrhundert erst war es vorbehalten, den verbrecherischen Staat hervorzubringen. Auch jene griechischen, bulgarischen, serbischen und russischen Orthodoxen, die sich den päpstlichen Primat nur als Ehrenprimat ohne Durchgriffsmöglichkeit in die nationalen Kirchen vorstellen wollen, räumen inzwischen ein, daß die Exterritorialität des obersten Bischofs die Kirche vor den unheilvollen Verwicklungen mit einem schlechten Regime bewahren kann. Gerade auch das Pontifikat Johannes Pauls II., der aus dem Machtbereich der Sowjetunion zur *Cathedra Petri* erhoben wurde, hat es noch einmal bestätigt: Wenn es die Konstantinische Schenkung auch nicht gab, dann war es mehr als klug, es war weise, sie zu erfinden.

V.

Eines der erstaunlichsten Schauspiele der Weltgeschichte: die Verwandlung einer Weltmonarchie in eine Weltkirche. Jesus Christus war als Sohn der nationalsten aller Nationen und zugleich als Untertan eines Universalität beanspruchenden Reiches geboren. Die Kaiser, unter deren Herrschaft er geboren und gekreuzigt wurde, werden im Neuen Testament genannt. Von einem römischen Soldaten sagte er, „einen solchen Glauben habe er in Israel nicht gefunden“. Ziel der großen Missionsreisen von Petrus und Paulus war Rom. Aber dann verfinsterte sich das Bild Roms in der jungen Christenheit. Die Stadt und das in ihr verkörperte Reich wird zum Inbegriff des Bösen, zum Babylon der Geheimen Offenbarung des Johannes, die Herrschaft Roms wird zum Inbegriff des Unrechts, zum Triumph des „Tiers“, der dem Weltuntergang vorausgeht. Nun sind die Jahrhunderte, die der Konstantinischen Wende vorausgehen, keineswegs ununterbrochen von Christenverfolgungen bestimmt gewesen, zwischen Nero und Diokletian gab es immer auch längere Perioden einer friedlichen Kohabitation, in denen die Kirche sich ausbreiten und ihre bischöfliche Struktur entwickeln und festigen konnte.

Dann kam der unerhörte und unvorhersehbare historische Augenblick, in dem Kaiser Konstantin die christlichen Bischöfe, von denen viele noch die Narben und Verstümmelungen der diokletianischen Folter trugen, in den Rang von Präfekten des Reiches erhob. Und von da an wuchs die Kirche allmählich in die Institutionen des Römischen Reiches hinein, bis sie sie vollständig ausfüllte und gleichsam absorbiert hatte.

Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat man sich daran gewöhnt, vom Untergang des Römischen Reiches zu sprechen, das bis dahin von Staatsrechtlern übrigens als durchaus nicht untergegangen, sondern als fortbestehend angesehen wurde. Aber auch wenn man aus heutiger Sicht die staatlichen

und nationalen Formen der europäischen Völker nach der Völkerwanderung nicht einfach als Weiterführung des Römischen Reiches ansehen will, so ist sein Fortbestand in Gestalt der römischen Kirche doch offensichtlich. Goethe hat in den *Zahmen Xenien* eine Formel von einzigartiger Präzision für dies Phänomen gefunden. In einem kleinen Dialog zwischen Jesus und Rom läßt er Jesus die Frage stellen: „Und unser Pakt, er gilt für alle Zeit?“ und Rom antworten: „Jetzt heiß ich Rom, dann heiß ich Menschlichkeit.“ Aus einer universellen Zivilisationsidee war ein religiöses Humanitätsideal geworden.

Zur römischen Kirche gehört es, daß sie den einzelnen Schritten, in denen sie sich durch die Geschichte bewegt, Treue bewahrt; sie empfindet die einzelnen Phasen ihrer Entwicklung nicht als etwas Überwundenes, etwas, das sie hinter sich gelassen hat, sondern als notwendige Voraussetzungen ihrer Gegenwart und Zukunft, so wie der Papst, wenn er als Liturge amtiert, unter seinem priesterlichen Meßgewand auch die den niedrigen Weihestufen entsprechenden Ornate trägt. Für die römische Kirche ist die Verbundenheit mit ihrer Vergangenheit nicht intellektuelles Prinzip, sondern sinnlich erfahrbare Theologie: ihre Autorität besteht in ihrem Anspruch, den in einer bestimmten Stunde der Weltgeschichte auf der Erde erschienenen Gottessohn zu vergegenwärtigen; und das heißt, Vergangenheit gegenwärtig werden zu lassen, um zu dem konkreten, nicht mythischen Jesus von Nazareth zu gelangen. Der Zimmermannssohn lebte in freiwilliger Armut, aber dieser sichtbare Aspekt seiner Existenz enthielt nicht die ganze Wahrheit über ihn: nach eigenem Zeugnis und dem Glauben der Christen nahm er gleichzeitig Teil an Gottes Herrlichkeit. Als die Päpste Stück für Stück Insignien und Formen des römischen Kaisertums übernahmen, war eine ästhetische und politische Sprache gefunden, um die Wahrheit des verherrlichten Christus, des Königs, Anschauung werden zu lassen. Es sah immer mehr so aus, als sei das antike kaiserliche Rom mit

seiner aus republikanischen und monarchischen Elementen gemischten Verfassung nur eine Vorbereitung für die Kirche gewesen. Die Ehrfurchtsformen, die für die Kaiser entwickelt worden waren, galten nun Jesus Christus und waren damit erst eigentlich sinnvoll und gerechtfertigt. Was den Zeitgenossen Jesu nur in den wenigen Augenblicken der Verklärung und der Erscheinungen des Auferstandenen ahnbar geworden war, die Herrlichkeit seiner wahren Natur und die Gegenwart des Gottesreichs, davon wollte der kaiserliche Glanz der Päpste den Gläubigen einen Begriff geben.

Tatsächlich bewahrt die römische Kirche die wesentlichen Institutionen des römischen Kaisertums. Der Papst ist an die Stelle des Kaisers getreten und hat dessen priesterlichen Titel „*Pontifex Maximus*“ angenommen. Er trägt die roten Schuhe der Kaiser – sie stammen von den Opferkönigen der römischen Republik –, er wird wie Diokletian bei den liturgischen Prozessionen von Kerzenträgern und Weihrauch begleitet, er ist von Senatoren, den Kardinälen umgeben, die den senatorischen Purpur tragen, und er stellt sich auf dem Rund des Petersplatzes der Akklamation der Volksversammlung. Bei genauerem Hinsehen lassen sich zahllose solcher Kontinuitäten feststellen. Sie haben immer auch Kritik hervorgerufen. Die Verschmelzung der Liebesbotschaft Jesu mit dem Machtapparat Roms, der Stiftung eines Priesterkönigtums, das den Gekreuzigten repräsentieren sollte, ist immer wieder geradezu als Verkehrung des Christentums in sein Gegenteil empfunden worden. Dennoch hat die katholische Kirche daran festgehalten, und sie durfte es aus guten Gründen.

Widersprüchlichkeit ist für ein philosophisches System tödlich, für die Kirche hingegen der Rhythmus ihres Denkens; man könnte geradezu sagen, daß das Denken in Paradoxen das Geheimnis ihrer Vitalität ist. Im Streit um die Natur Christi widerstand sie den eindeutigen, logisch akzeptablen Entwürfen der Arianer, die Christus als Geschöpf Gottes verstanden, und

der Monophysiten, die ihn ausschließlich als göttliches Wesen sehen wollten, indem sie die unauflösbare Formel „Christus ist ganz Mensch und ganz Gott“ prägte.

Die Fleischwerdung Gottes schuf die sichtbare Kirche – der menschgewordene Gott wollte sich durch Menschen darstellen lassen. Die Vollendung des Gottesreichs auf Erden wird aber durch die Fortdauer der Erbsünde durchkreuzt; das Pendel zwischen der Vollkommenheit der göttlichen Schöpfung und der Unvollkommenheit der erbsündlich gefallenen Welt kommt nicht zur Ruhe, durch Christus ist die Erlösung greifbar, aber noch nicht allgemein. Durch die Menschwerdung hat Gott die Würde der Menschen erneuert, die Welt und ihre Materie ist wieder zur Vergöttlichung befähigt, aber die Menschen hören nicht auf, diesen Zustand wieder zu beschädigen, die Welt verharrt in einem Schwebestadium aus fortwährendem Sündigen und fortwährender Vergebung. Menschliche Ikone dieses Zustandes ist der Papst, der Herrscher über das Reich des Noch-Nicht. Die erbsündliche Welt braucht die Ordnung und die Vergebung – für beides steht er. Er ist Staat, um die Authentizität des Christus-Ereignisses über die Jahrtausende vor der Willkür der Subjektivität zu sichern, und er ist Priester, um die Sündenvergebung seines Meisters Gegenwart werden zu lassen.